

Caroline Daphné Krein

SPIELEN
TOBEN
Prophezeien

Gemeinsam mit unseren Kindern
die geistliche Welt entdecken

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM R.Brockhaus ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe,
die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung,
die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher,
Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2024 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Str. 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-brockhaus.de · E-Mail: info@scm-brockhaus.de


Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus
in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen
Weiter wurden verwendet:

Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart (LUT)
Hoffnung für alle ® Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®. Verwendet
mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis - Brunnen Basel (HFA)
Bibeltext der Neuen Genfer Übersetzung, Copyright © 2011 Genfer Bibelgesellschaft,
Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung. Alle Rechte vorbehalten. (NGÜ)
Gute Nachricht Bibel, durchgesehene Neuauflage, © 2018 Deutsche Bibelgesell-
schaft, Stuttgart (GNB)

Lektorat: Esther Schuster
Umschlaggestaltung: Kathrin Spiegelberg, Weil im Schönbuch
Titelbild: fizkes, istock.com
Autorenfoto: Christina Gilweit
Satz: typoscript GmbH, Walldorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-417-01008-4
Bestell-Nr. 227.001.008

Inhalt

Zu Beginn	5
1 Himmlische Antennen	11
2 Himmlisch schlau	31
3 Himmlisch verbunden	58
4 Himmlisch stark	80
5 Himmlisch hören	101
6 Himmlisch begleiten	124
7 Himmlische Elternschaft	145
8 Himmlisches Dorf	173
Anmerkungen	192



Himmliche Antennen

»MAMA, ICH KANN JESUS SEHEN!«

Die Sonne wagt sich durch den leicht bewölkten Frühlingshimmel, der von dem erfrischenden Gesang der Vögel erfüllt wird. Mein Mann Martin ist wie jeden Morgen mit dem Fahrrad von unserem kleinen Häuschen in der Dortmunder Nordstadt aus zu seinem Gemeinschaftsbüro im südlichen Teil der Innenstadt gefahren. Unser Sohn und ich sitzen in unserer Wohnküche am großen Esstisch und genießen unsere Nudeln mit Soße. (Ich zumindest genieße meine Nudeln mit Soße. Er genießt nur seine Nudeln.)

»Mama, ich kann Jesus da sehen«, höre ich ihn auf einmal rufen. Er ist noch dabei, die letzten Nudeln auf seinem Teller mit viel Konzentration auf der Gabel aufzuspießen, während ich kurz vom Tisch aufstehe, um von der Küchenarbeitsplatte hinter mir etwas Sprudel zu holen. »Ich sehe, wie Jesus da steht. Aber seine Augen sehen gruselig aus«, sagt mein Sohn und zeigt in Richtung unserer offenen Wohnküche.

Dass Kinder die geistliche Welt leichter wahrnehmen können als Erwachsene, habe ich schon häufiger gehört. Ich weiß natürlich, dass Kinder gleichzeitig auch eine blühende Fantasie haben können, aber trotzdem möchte ich das soeben Gesagte ungerne komplett ignorieren.

»Ich bin mir ganz sicher, dass Jesus keine gruseligen Augen hat«, versuche ich ihn zu beruhigen. Ich erkläre, dass Gott über sich gesagt hat, dass er Liebe ist und dass bei ihm nichts ist, was Angst macht. »Seine Augen sehen bestimmt ganz freundlich aus«, sage ich und ergänze, dass, wenn seine Augen ihm Angst machten, das, was er da sieht, etwas anderes sein müsse.

Mit großer Sicherheit in seiner Stimme gibt er zurück: »Das ist aber Jesus. Er hat gruselige Augen. So schwarz.«

Schon als unser erstes Kind geboren wurde, merkten wir, wie wichtig es uns ist, dass unsere Kinder Jesus als real erleben. Mein Mann und ich sind beide keine Personen, für die Rituale, Traditionen und auch die christlichen Gewohnheiten eine große Rolle spielen.

Wir möchten unseren Kindern nicht nur Wissen über Gott vermitteln, sondern wir möchten, dass sie ihn selbst erleben.

Wir möchten unseren Kindern nicht einfach nur Wissen über den Glauben und über Gott vermitteln, sondern wir möchten, dass sie ihn selbst erleben. Deshalb ist es für uns von Anfang an normal, nicht nur abends vor dem Schlafengehen oder

vor dem Essen ein Gebet zu sprechen, sondern immer wieder im Alltag Gott Fragen zu stellen und auf seine Antworten zu warten.

Immer noch sitzt mein Sohn vor seinem Teller mit den letzten Nudeln, und auch ich sitze inzwischen wieder bei ihm am Tisch und habe unsere Gläser mit Sprudel aufgefüllt. Ich schlage ihm vor, Jesus einmal zu fragen, weshalb es so aussieht, als ob seine Augen gruselig sind.

»Jesus, warum sehen deine Augen gruselig aus?«, reagiert er sofort sachlich und unverblümt auf meinen Vorschlag. Kurz ist es ruhig. Sehr kurz. »Mama, ich weiß, was das Problem ist. Da steht was Gruseliges vor Jesus und sagt zu mir: ›Haha, du sollst denken, dass Jesus gruselig aussieht.««

An die Mischung aus Verwunderung und Schock, die ich in diesem Moment empfinde, werde ich mich in den kommenden Jahren noch gewöhnen müssen, denn ich werde in den nächsten Jahren noch häufiger Ähnliches erleben. »Na, dann müssen wir dem Gruseligen einfach sagen, dass es weggehen muss, damit du Jesus wieder normal sehen kannst«, gebe ich unter höchster Selbstbeherrschung zurück.

»Ha, du musst gehen, weil ich stärker bin als du«, antwortet mein Sohn, ohne zu zögern, und wartet gespannt, was jetzt passiert. »Nee, das ist immer noch da und hat zu mir gesagt: ›Ich geh hier niemals weg.««

Die Jünger Jesu kannten auch so einen Fall. Ich erinnere mich an eine Situation aus der Bibel, in der die Jünger nach Jesu Vorbild selbst versuchen, Dämonen aus Menschen zu vertreiben. Sie tun, was sie bei Jesus gesehen und gelernt haben, doch es will nicht funktionieren. Als sie wieder bei Jesus sind, fragen sie ihn, was sie hätten tun können, um den Dämon erfolgreich zu vertreiben. Jesus hat eine Lösung für sie. Für meine Situation mit meinem Sohn hier am Küchentisch hilft mir weniger Jesu konkreter Lösungsvorschlag für seine Jünger, sondern vor allem die Idee, Jesus nach einer Lösung zu fragen.

Also tun wir genau das. Wir fragen Jesus, was wir tun können, um das Gruselige endgültig loszuwerden. Nach einem kurzen Moment der Ruhe kommt mir ein Gedanke. »Das Gruselige erzählt Quatsch«, erkläre ich meinem Sohn. »Es will, dass du die Lüge glaubst, dass Jesus gruselig aussieht. Es kann nur lügen. Weißt du,

wann Lügen gehen müssen? Wenn die Wahrheit kommt.« Genau so wie Gott die Welt mit Worten erschuf, möchte ich auch mit Worten Wahrheit aussprechen und Einfluss auf die geistliche Welt nehmen. »Das Gruselige kann nur da sein, solange wir ihm die Lüge glauben.«

Also spricht mein Sohn mir nach: »Ich glaube dir nicht, dass Jesus gruselig aussieht.« Noch bevor ich einen weiteren Satz sagen kann, ruft er mir laut zu: »Mama! Jetzt ist das Gruselige gegangen. Und die Augen von Jesus sehen gar nicht mehr gruselig aus. Jetzt sind die weiß und braun.«

Dieses Erlebnis zeigte mir, dass Kinder ganz offensichtlich eine große Sensibilität für die geistliche Welt haben.

GOTT KENNEN UND ERLEBEN

Kinder können Gott erleben. Diese Erkenntnis rief in meinem Herzen mit den Jahren immer lauter. Bevor ich anhand vieler biblischen Bezüge und Erlebnisse innerhalb unserer Familie allerdings auf diese Erkenntnis eingehen kann, ist es wichtig, darüber zu sprechen, warum das Erleben Gottes überhaupt so wichtig ist. Warum genügt es nicht, die wichtigsten Bibelstellen auswendig zu kennen und regelmäßig in den Gottesdienst zu gehen? Warum sollen diese nicht immer mit dem Verstand begreifbaren Erlebnisse und Erkenntnisse mit Gott in unserem Leben als Christen so eine große Rolle spielen? Um diese Frage zu beantworten, möchte ich zunächst etwas von mir erzählen.

Ich selbst habe meine ganze Kindheit lang viel über Gott gehört und gelernt. Bis heute bin ich dankbar für das viele Wissen, das ich aus meiner Kindheit über Gott und die Bibel mitnehmen durfte. Je mehr ich dann als Jugendliche und junge Erwachsene interes-

siert die Bibel las, desto mehr wollte ich nicht nur die Geschichten auswendig kennen, sondern in den Geschichten das Wesen und das Herz Gottes erkennen. Ich wollte verstehen, was das, was ich hier las, mit mir heute zu tun hatte. Die Bibel erzählt Generation für Generation die Geschichte von dem, was Menschen mit Gott in ihrem Alltag erlebt haben, und ich wurde das Gefühl nicht los, dass Gott nicht vorhatte, damit aufzuhören, Menschen in ihrem Alltag zu begegnen.

Wenn ich darüber nachdachte, dass Gott real ist und dass wir ihn erleben können, dann ging es mir damit nicht einfach nur um emotionale Erlebnisse oder spirituelle Erfahrungen. Es ging mir um Jesus, der von so vielen Dingen gesprochen hatte, die bisher nicht Teil meines Alltags waren. Dass er Kranke heilte, Tote auferweckte und Menschen in die Freiheit führte. Und nicht nur das. Er tat diese Dinge nicht einfach nur, sondern sagte allen, die ihm nachfolgten, dass sie das auch selbst tun sollten. Er versprach, dass wir sogar größere Dinge tun würden. Dabei war mir nie wichtig, was nun »größer« oder »kleiner« ist, sondern einfach nur, dass Jesus damit sagte: »Es gibt noch mehr. Es gibt noch mehr, als ihr bisher gesehen habt. Selbst wenn ich nicht mehr als Mensch auf der Welt lebe.«

Er lebte nicht nur ein besonderes Leben mit Wundern und Heilungen, er redete darüber hinaus auch vom Leben im Überfluss und von der Taufe mit dem Heiligen Geist. Er sprach davon, dass er den Vater Dinge tun sah und Dinge sagen hörte, nach denen er sich richtete. Das alles wollte ich auch. Ich fragte mich, warum Christen oft so weit vom Leben im Überfluss entfernt waren und eigentlich mit denselben Sorgen im Hamsterrad gefangen waren wie Menschen, die Gott nicht kennen. Ich erwartete nicht, dass Christen keine Probleme mehr hatten, eher im Gegenteil. Aber wo war der Friede, der den Verstand übersteigt, und die Hoffnung, die unabhängig von Umständen ist? Ich fragte mich, warum wir

komplizierte Theorien aufstellten, die uns erklären sollten, weshalb es all das, wovon Jesus gesprochen hatte, heute nicht mehr geben könne, wenn Jesus doch nur diese eine Mission hatte, vom Reich Gottes zu sprechen – also davon, dass das Himmlische schon begonnen hat, sich auf der Erde auszubreiten.

Mit der Zeit entstand in mir eine Gewissheit: Entweder die Sache mit Gott und Jesus, mit der Auferstehung und der Hoffnung, mit seinem Reden im Alltag und überhaupt mit allem Übernatürlichen – entweder all das stimmte, oder es stimmte alles nicht. Es war für mich keine Option, eine halbe Sache daraus zu machen. Es reichte mir nicht, sonntags in einen Gottesdienst zu gehen, meine »Pflichten« zu erfüllen, indem ich mal in der Bibel las, mal betete und mich in der Gemeinde engagierte.

Es machte für mich keinen Sinn, nicht zu erwarten, dass das, wovon in der Bibel die Rede ist, auch für mich Realität sein kann. Nicht von diesem Glauben zu erwarten, dass er jeden Tag meines Lebens beeinflussen könnte. Ich hätte absolut keine Gewissensbisse gehabt, das alles sein zu lassen, wenn ich zu dem Schluss gekommen wäre, dass es nur Einbildung war. Doch ich spürte bereits, dass ich dafür schon zu viel von Gott gesehen hatte.

Diese anfängliche Gewissheit, dass entweder alles stimmen musste oder alles nicht stimmen konnte, wurde dann für mich als junge Mutter von einem eindrucklichen Erlebnis verstärkt.

WENN GOTT EINS KANN, KANN ER ALLES

Es ist Februar, und zum ersten Mal in seinem Leben feiert mein Mann seinen Wintergeburtstag bei 30 Grad in der Sonne. Wir sind in Kalifornien. Die letzten Tage haben wir mit Sightseeing in San Francisco verbracht und haben uns den frischen Wind um die Nase

wehen lassen. Mir war er ein bisschen zu frisch, der Wind. Während des Fluges scheine ich mir eine Erkältung eingefangen zu haben und quäle mich in diesen Tagen trotz Schüttelfrosts und leichten Schnupfens durch diese außergewöhnliche Stadt.

Nur zwei Übernachtungen haben wir hier geplant, bevor es dann weiter in den Norden Kaliforniens nach Redding geht, um eine befreundete Familie zu treffen, die dort für ein Jahr eine Jüngerschaftsschule besucht. In dieser Jüngerschaftsschule, die an eine Ortskirche angegliedert ist, wird das übernatürliche Wirken Gottes erwartet und erlebt. Da wir dort im Inland weniger Sightseeing geplant haben, wollen wir die wenigen Tage in San Francisco voll auskosten. Wir fahren mit dem Cable Car zum Union Square, machen eine Tour mit dem Bus zum City Sightseeing über die Golden Gate Bridge und schauen uns von Fisherman's Wharf aus die vielen ruhenden – und riechenden – Robben am Wasser an.

In den darauffolgenden Tagen wird meine Erkältung zwar nicht besser, aber auch nicht schlimmer, und so verfolgen wir weiterhin unser vorbereitetes Programm. Ein paar Tage nach unserer Ankunft im nordkalifornischen Redding bin ich mit meiner Freundin auf einer Konferenz der Band Jesus Culture in Sacramento und friere in der klimatisierten Halle den ganzen Tag mehr, als mir lieb ist. An diesem Abend beginnt mein ständiges Husten, das in den nächsten Tagen von Schmerzen im Brustkorb und Rippenbereich begleitet wird.

Die ersten zehn Tage unserer drei Wochen hier sind vergangen, und langsam geht es mir so schlecht, dass ich, ohne vorher einen Termin zu vereinbaren, zur Sprechstunde eines Hausarztes gehe. Der diagnostiziert aufgrund genügend passender Symptome und eines Röntgenbildes eine Lungenentzündung, eine Rippenfellentzündung und eine Brustbeinentzündung. In den nächsten Tagen verlasse ich unsere gemietete Unterkunft nur einmal spät am

Abend, um wegen akuter Atemnot von Martin in die Notaufnahme des nächsten Krankenhauses gefahren zu werden.

Zwei Wochen sind vergangen und wir haben hier in Redding noch kaum etwas unternommen, obwohl es das Hauptziel unseresurlaubes sein sollte. An einem Abend sitzen Martin und ich in unserer Einzimmerwohnung, während unser Sohn bereits schläft. Obwohl unser Urlaub so anders verläuft, als wir ihn uns vorgestellt hatten, sind wir guter Dinge und fühlen uns die ganze Zeit über von Gott ganz nah begleitet. Während wir auf dem Bett sitzen und reden, wächst in uns der Glaube, für meine körperliche Genesung zu beten.

Wirklich häufig haben wir es noch nicht erlebt, dass körperliche Beschwerden direkt nach einem Gebet verschwinden, aber der Glaube, der diesen Moment erfüllt, ist fast schon zu schmecken und weckt gleichzeitig unsere Neugierde auf alles, was möglich sein könnte. Also beten wir. Doch es passiert nichts. Wir proklamieren Gesundheit. Es passiert nichts. Wir beten noch mal. Wir lesen die klassischen Bibelverse zum Thema wie »Durch seine Wunden wurden wir geheilt« (Jesaja 53,5) und wir nehmen gemeinsam das Abendmahl ein. Immer noch passiert nichts.

Da spüre ich sie plötzlich wieder, diese Gewissheit. Die Gewissheit, dass entweder alles, was ich glaube und wofür ich glaube, stimmt und dass es sich lohnt, Hoffnung und Glauben zu investieren im Vertrauen darauf, dass Gott kein Gebet unbeantwortet lässt. (Dass das nicht bedeutet, dass Gott jedes Gebet immer genau so beantwortet, wie wir es erbeten haben, weil er es manchmal lieber auf seine eigene, aus meiner bisherigen Erfahrung viel bessere Art macht, ist mir völlig bewusst.) Oder aber all das, was ich glaube und wahrnehme, ist das Ergebnis meiner Vorstellungskraft und ich kann den Glauben und alle damit verbundenen Gewohnheiten getrost an den Nagel hängen. Bei diesen Gedanken habe ich kein

schlechtes Gewissen. Es fühlt sich logisch und emotional wertneutral an.

Während ich wegen meiner hinterfragenden Gedanken mit Gott spreche, kommt mir eine Geschichte aus der Bibel in den Sinn. Es ist die Geschichte, in der mehrere Freunde ihren gelähmten Freund über das Dach eines überfüllten Hauses zu Jesus bringen wollen, der gerade in diesem Haus zu den Leuten spricht. Als der Gelähmte endlich vor Jesus liegt, verspricht Jesus ihm, dass seine Sünden ihm vergeben sind. Die frommen jüdischen Pharisäer stören sich sehr an dieser Aussage. Nur Gott kann und darf Sünden vergeben, und dass Jesus sich mit dieser Aussage selbst mit Gott auf eine Ebene stellt, ist für sie Gotteslästerung. Jesus antwortet ihnen mit einem Prinzip, das in diesem Moment auch in meine Situation passt. »Ist es leichter, zu dem Gelähmten zu sagen: ›Deine Sünden sind dir vergeben‹ oder: ›Steh auf, nimm deine Matte und geh‹?« (Markus 2,9).

Heutzutage haben wir als Christen keine Probleme mehr zu glauben, dass Jesus Menschen ihre Sünden vergeben kann. Das ist die Basis unseres Glaubens. Womit wir heute allerdings mehr Schwierigkeiten haben, ist, dass ein Mensch durch Gottes Kraft körperliche Heilung erleben kann. Für die Menschen damals war das anders. Die damalige Kultur war mystischer und spiritueller, als wir es heute mit unserem vom Intellekt bestimmten Glauben sind. Jesus selbst bringt diese beiden Konzepte, das Heilen des Körpers und das Erlösen der Seele, zum Vergleich auf eine Ebene. Er sagt: Wenn Gott das eine kann, dann kann er auch das andere.

Für mich gilt dasselbe wie für die Pharisäer, nur andersherum. Wenn ich glaube, dass Gott uns unsere Sünden vergeben kann, dann gehört genauso dazu zu glauben, dass er an unserem Körper und unserer Seele übernatürliche Wunder vollbringen kann. Das eine ist nicht von dem anderen zu trennen. Wieder bestätigt sich in

diesem Moment meine Gewissheit, dass ich schon zu viel von Gott gesehen habe, um meinen ganzen Glauben aufzugeben, nur weil in diesem Augenblick keine direkte Reaktion auf mein Gebet kommt.

Für mich geht es bei diesen Fragen nicht primär um übernatürliche körperliche Heilung. Es geht für mich darum, ob der Glaube

Der Glaube ist mehr als nur das, was wir sehen und verstehen können. Gott ist übernatürlich und er ist erlebbar, er ist echt und er ist nah.

an Gott ein rein intellektuelles Konzept ist, das wir mit unserem Verstand erfassen und bei dem wir Körper, Seele, unsere Gefühle ausklammern können.

Der Glaube ist mehr als nur das, was wir sehen und intellektuell verstehen können, und ich wollte mehr davon erleben. Nicht um einer besonderen

Erfahrung willen, sondern weil das Gott selbst ist. Er ist übernatürlich und er ist erlebbar, er ist echt und er ist nah.

NUR WAS SINN MACHT, BLEIBT

Als ich mit meiner Lungenentzündung in Kalifornien voller Glauben und doch ohne gesundheitlichen Fortschritt im Bett lag, wollte ich mich entscheiden. Ich wollte mich entscheiden, Jesu Botschaft entweder komplett zu glauben und ihr zu folgen oder sie komplett beiseitezulegen. Ich entschied mich für den Glauben. Ich konnte nicht anders. Gott war zu nah, um ihn leugnen zu können.

Die jüngeren Generationen mögen in einigen Lebensbereichen für ihre Gleichgültigkeit, Antriebslosigkeit und Unentschlossenheit bekannt sein. Doch in einem Bereich sind sie so radikal wie wenige vor ihnen. Wenn Dinge in ihrem Leben sie nicht erfüllen, wenn sie für ihr Leben keinen Unterschied machen, wenn sie keinen Sinn für ihren persönlichen Alltag machen und nicht halten, was sie

versprechen, dann hören junge Menschen einfach damit auf. Und das sogar, ohne deswegen ein schlechtes Gewissen zu haben. Das wird häufig kritisiert. Teilweise zu Recht: Werte wie Langmut und Beharrlichkeit werden unter dieser Klarheit und Radikalität leider zu häufig vernachlässigt.

Es liegt aber auch ein wertvoller Schatz darin. Diese Generationen stehen nicht so wie viele vor ihr in der Gefahr von christlicher Gesetzlichkeit und Religiosität. Zu viele haben sich in der Vergangenheit an vermeintlichen Regeln und Gesetzen des christlichen Glaubens festgeklammert, als ginge es um ihr Leben, und haben dabei nicht nur andere verschreckt, sondern vor allem selbst verpasst, worum es Gott von Anfang an ging – nämlich um eine Herz-zu-Herz-Verbindung. Eine Beziehung. Für so eine Beziehung, die Gott von Anfang an für uns im Sinn hatte, braucht es nicht nur Wissen übereinander. Es braucht Begegnung.

Jeder von uns hat bei sich selbst oder in seinem Umfeld gesehen, was passieren kann, wenn der Glaube vor allem intellektuelles Wissen über Gott ist. Wenn wir dann die Stürme des Lebens erleben, die ihre Fragen und Zweifel mit sich bringen, oder den Wohlstand des Lebens erleben, der uns von unserer eigenen Kraft und Unabhängigkeit überzeugen will, dann reicht ein rein intellektuelles Konzept nicht mehr aus, um uns am Glauben zu halten.

Das, was mich am Glauben hält, wenn Gott zu weit weg und die Fragen zu schwer erscheinen, sind seltener auswendig gelernte Bibelverse, sondern häufiger die Erinnerung an die Momente, in denen Gott zu mir persönlich gesprochen hat. Unsere Kinder brauchen – genauso wie wir und vielleicht mehr als je zuvor – eigene Begegnungen mit Gott.

WENN JESUS MIT KINDERN SPRICHT

Als ich mit unserem ersten Kind schwanger war, befand ich mich in den letzten Zügen meines Studiums der Rehabilitationspädagogik an der Universität in Dortmund. Wir waren gerade in die Dortmunder Nordstadt umgezogen und wohnten nun in einem kleinen Einfamilienreihenhaus mitten in diesem spannenden Viertel, voll von verschiedensten Kulturen, Menschen und Gerüchen. Die Kirchengemeinde, zu der wir seit einiger Zeit gehörten, hatte ihre Räumlichkeiten nur ein paar Häuser weiter in derselben Straße.

Die meisten in dieser Gemeinde waren Studenten, die Lust auf Jesus im Alltag hatten und nicht besonders viel Wert auf traditionelle Formen des Gemeindelebens legten. Sonntags gab es Gottesdienste mit Kaffee und Keksen, mit unperfektem Lobpreis und ab und zu sogar mit einer Predigt. Nicht nur Martin und ich wohnten hier mitten in der Nordstadt, auch viele andere aus dieser Gemeinschaft lebten hier, und das nicht nur, weil die Mieten so günstig waren. Wir wollten nicht einmal in der Woche sonntags hierherkommen und Bedürftigen dienen. Wir wollten Nachbarn für die Menschen hier sein.

Ein paar unserer Freunde aus der Gemeinde bekamen ungefähr zum gleichen Zeitpunkt wie wir ihr erstes Kind, und wir alle teilten das Anliegen, dass Jesus für unsere Kinder real und erlebbar sein sollte. Das Gemeindeleben lief sehr familiär ab. Die Kinder waren bei den Gottesdiensten und anderen Treffen mit dabei, und auch im Alltag bekamen sie mit, wenn wir zusammen Lobpreis machten oder füreinander beteten.

Als unser erster Sohn Amos ungefähr ein Jahr alt war, besuchte ich mit ihm meine Freundin mit ihrem zweijährigen Sohn Jakob und ihrem wenige Monate alten Baby. Die Kinder spielten, das Kinderzimmer war wie immer schon nach kurzer Zeit verwüstet, und

wir Mütter versuchten, mehr als zwei zusammenhängende Sätze miteinander zu sprechen, bevor das nächste Milchglas umkippte oder der nächste Hochstuhl erklommen wurde. Die beiden Jungs fanden ein Buch, das ihre Aufmerksamkeit für ein paar Minuten einfing, und das Baby lag zufrieden zwischen uns beiden Müttern, die wir auf dem Teppichboden des Kinderzimmers saßen.

Nun war er da, der Moment, in dem wir es vielleicht schaffen würden, einen Gedankengang zu Ende zu bringen. Meine Freundin ließ keine Sekunde verstreichen und erzählte mir, dass sie sich am Morgen gefragt hatte, ob ihr Sohn Jakob Jesus schon mal wahrgenommen habe. Sie hatte ihn daraufhin gefragt, und er sagte, ohne zu zögern: »Ja, der war gestern Abend hier.«

Wenn ein Kind beginnt, solche Dinge zu erzählen, wird die Fähigkeit zur Beherrschung des eigenen Gesichtsausdrucks zu einer wichtigen Gabe. Auch meine Freundin musste ihre Mimik vermutlich stark kontrollieren, als sie ihren Sohn fragte, ob Jesus ihm denn etwas Bestimmtes gesagt habe.

»Er hat gesagt, dass ich gut bin. Und dass ich ein guter großer Bruder bin.«

Es verging einige Zeit, und inzwischen war Amos selbst fast drei Jahre alt. So wie sein Freund Jakob hatte auch er früh sprechen gelernt und man konnte sich schon sehr gut mit ihm unterhalten. Ich war gerade mit ihm in seinem Zimmer, während wir seine Bücher sortierten und anschauten. Mein zweiter Sohn Levi war ein paar Wochen alt und schlief im Schlafzimmer nebenan. Aus irgendeinem Grund musste ich in diesem Moment zum ersten Mal seit Langem wieder an das Erlebnis bei meiner Freundin denken und erinnerte mich daran, dass mein Sohn jetzt ein ähnliches Alter hatte wie sein Freund Jakob damals. Also fragte ich Amos, ob er Jesus in letzter Zeit gesehen habe.

»Ja, der war mal abends hier und hat gesagt, dass ich gut bin.«

Ich schaute ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Amos aber war, völlig unbeeindruckt von seiner eigenen Aussage, weiterhin in eines seiner Bücher vertieft und bemerkte meine Verwunderung nicht einmal. Ich fragte ihn, ob Jesus noch mehr gesagt hatte.

»Und dass ich ein guter Bruder bin«, ergänzte er.

Eine andere Freundin aus unserem Freundeskreis wohnte ganz in der Nähe, und ein paar Tage später war ich zum Kaffeetrinken bei ihr eingeladen. Auch sie hatte zwei Kinder, den großen Bruder Sammy und den kleinen Bruder Anton. Beide waren nur etwas älter beziehungsweise etwas jünger als Amos. Ich erzählte ihr die ganze Geschichte: dass ich vor zwei Jahren von Jakob gehört hatte, was Jesus ihm eines Abends gesagt hatte, dass diese Geschichte mich inspiriert hatte, Amos mal danach zu fragen, und dass er wortwörtlich dasselbe wiedergegeben hatte wie Jakob damals.

Meine Freundin, die gerade dabei war, uns frische Erdbeeren zu schneiden, legte das Messer aus der Hand und schaute mich an. Ich dachte, sie sei einfach begeistert von diesen zwei Erlebnissen, aber wie ich jetzt herausfinden sollte, hatte sie aus anderen Gründen denselben Ausdruck im Gesicht wie damals meine andere Freundin und ich. »Ich hab Sammy das auch mal gefragt und er hat genau dasselbe erzählt: dass Jesus ihm gesagt hat, dass er gut ist und er ein guter großer Bruder ist.«

HIMMLISCHE ANTENNEN

Kinder haben himmlische Antennen. Sie nehmen Dinge in der geistlichen Welt wahr, die nicht sichtbar sind. Das erlebe ich immer wieder. Meine Erfahrung ist, dass diese Dinge für Kinder sogar so normal und selbstverständlich sind, dass sie häufig nichts davon erzählen. So wie diese drei großen Brüder, die ohne das Nachfra-

gen ihrer Mütter vielleicht nie erzählt hätten, dass Jesus zu ihnen gekommen war und sie in ihrer neuen Rolle als große Brüder ermutigt hatte.

Wenn wir uns für unsere Kinder wünschen, dass sie auch über unseren Einflussbereich hinaus am Glauben festhalten und Gott als Herrn, Vater und Freund kennen, dann brauchen sie eigene Begegnungen mit ihm. Früh genug werden wir Erwachsenen nicht mehr die erste Stimme sein, an der sie sich orientieren möchten. Manche motiviert diese Tatsache dazu, in den ersten Jahren eine möglichst wirkungsvolle und nachhallende Stimme im Leben ihrer Kinder zu sein, damit das Echo in ihren Ohren bleibt, auch wenn wir schon nicht mehr nah genug dran sind, um selbst zu ihren Herzen zu sprechen. Mich motiviert diese Tatsache mehr dazu, meine Kinder mit dem Heiligen Geist bekannt zu machen.

Gott ist es, der für immer Einfluss auf ihr Leben behalten kann. Bereits als Kinder können sie ihn kennenlernen, mit ihm sprechen und auch von ihm hören. Unsere Kinder können sein Herz kennenlernen, können schmecken, wie gut und vertrauenswürdig er ist und dass sein Wille der sicherste und beste Ort ist, an dem man sich aufhalten kann. Wenn sie zweifeln und hinterfragen und Schmerz oder Erfolg erleben, werden diese Begegnungen und dieses Kennen seines Herzens das sein, was sie an Gottes Herzen hält, wenn sie es möchten.

Kinder haben himmlische Antennen. Sie nehmen Dinge in der geistlichen Welt wahr, die nicht sichtbar sind.

»JESUS HAT MICH GEHEILT«

Immer noch liege ich mit meiner Lungen-, Rippenfell- und Brustbeinentzündung und meiner allergischen Reaktion auf die frei ver-

käuflichen Schmerzmittel der amerikanischen Drogerie im Bett unserer Ferienwohnung in Kalifornien. Dadurch hat sich in mir die innere Überzeugung verfestigt, dass ich an Gott nicht nur dann festhalten werde, wenn er jedes Gebet direkt und eindeutig sichtbar so beantwortet, wie ich es erbeten habe. Ich stehe auf, um mich fertig zu machen und endlich mal wieder unsere kleine gemietete Ferienwohnung mit Martin und Amos zusammen zu verlassen, als mir wie ein Blitz ein Gedanke in den Sinn schießt und mich in den nächsten Minuten nicht verlassen will. »Poste bei Facebook: ›Jesus hat mich geheilt.« Noch ist diese Aussage nicht wahr, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass diese Proklamation etwas in mir freisetzen wird, was bisher noch nicht sichtbar war. Ich habe den Eindruck, dass diese Aussage erst dann wahr werden wird, wenn ich sie im Glauben öffentlich ausspreche.

Auch in der Bibel gab es solche Begebenheiten, in der eine bestimmte Handlung des Glaubens anschließend zur ganzen körperlichen Heilung führen sollte. Der Heerführer Naaman aus Syrien wandte sich einmal mit der Bitte um ein Heilungsgebet an den israelischen Propheten Elisa. Als Naaman sich dem Haus von Elisa näherte, schickte Elisa einen Diener zu ihm, der ihm folgende Anweisung zur Heilung gab: »Geh an den Jordan und tauch siebenmal im Wasser unter! Dann wird dein Aussatz verschwinden, und du wirst gesund sein« (2. Könige 5,10; HFA).

Naaman sollte wieder zum nächsten Ort, dem Jordan, weiterreisen, sollte nicht nur einmal, sondern sieben Mal in dem Fluss untertauchen und sich damit völlig blamieren. Naaman wird in der Bibel als ausgezeichneter Stratege bezeichnet. Er war intelligent, gewieft und beim König seines Landes hoch angesehen. Daher stellt für Naaman vermutlich nicht nur der Aufwand, der mit der Anweisung Elisas verbunden war, eine Herausforderung dar. Für Naaman war wahrscheinlich die Vorstellung unerträglich, dass er

vor anderen Menschen naiv und dumm aussehen könnte. Und das würde er zweifellos, wenn er der Anweisung tatsächlich folgte.

Der Prophet Elisa war nicht einmal selbst aus dem Haus gekommen, um dem weither gereisten Naaman das Gefühl zu vermitteln, dass die Anweisung mit der Autorität und Expertise eines wahren Propheten einherging. Naaman stand nun vor der Frage, ob er einem dubiosen Vorschlag Glauben schenken sollte, von dem er nicht einmal beweisen konnte, dass er von einer glaubwürdigen Quelle stammte. Auch ich konnte mit meiner Lungenentzündung niemand anderem, nicht einmal mir selbst, beweisen, dass der Gedanke, den ich hatte, von Gott höchstpersönlich kam.

Naaman wurde wütend.

Da ging Naaman ärgerlich fort. »Ich hatte angenommen, dass er persönlich zu mir kommt!«, sagte er. »Ich hatte erwartet, dass er die Hand über die aussätzige Haut ausstrecken, den Namen des Herrn, seines Gottes, anrufen und mich heilen würde! Sind der Abana und der Parpar in Damaskus denn nicht besser als alle Flüsse Israels? Warum kann ich mich nicht in ihnen waschen und geheilt werden?« Und er drehte sich um und ging zornig fort. Seine Begleiter aber redeten ihm gut zu. »Herr«, sprachen sie zu ihm, »wenn der Prophet etwas Großes von dir verlangt hätte, hättest du es dann nicht getan? Wie viel eher solltest du ihm gehorchen, wenn er dich nur auffordert: ›Bade dich, damit du wieder gesund wirst!« Also ging Naaman hinab an den Jordan und tauchte sich sieben Mal unter, wie der Mann Gottes es ihm befohlen hatte. Da wurde seine Haut so gesund wie die eines kleinen Kindes und er war geheilt.

2. Könige 5,11-14